



Nr. 136.

Donnerstag, den 11. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Fähler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Oswald nickte und sagte schnell, um dem Kranken jede Anstrengung des Sprechens zu ersparen: „Ich bin Fritz Weber, Herr Graf, und von der gnädigen Komtesse, die mir vollständig die Pflege ihres geliebten Vaters anvertraut, beauftragt, die Nächte hier zuzubringen. Dort im Alkoven steht mein Bett, der Herr Graf sind keinen Augenblick allein, und ich bitte nur das leiseste Zeichen zu geben bezüglich Ihrer Wünsche. Fühlen der Herr Graf sich nicht wohl?“

Der Leidende schüttelte den Kopf und atmete tief auf. Dann sagte er matt: „Ich fühle mich leicht, — und die Müdigkeit, die ich jetzt empfinde, hat etwas Erquickendes, nicht mehr wie sonst!“

„So möchten Sie wieder ruhen, Herr Graf? Schlafen?“

„Ja, schlafen, aber ohne Schmerz, den dumpfen hinter der Stirn, wie bisher — schlafen — als wenn ich gesund wäre!“ Damit schloß er die Augen.

Oswald ordnete mit sanfter Hand die Kissen, wuschte mit dem seidenen Tuch, das auf der Decke lag, ein paar Schweißtropfen weg, die an seinen Schläfen perlten, und zog das Plumeau höher empor. Ihm war ganz wunderbar zumute, als wenn dieser kranke Mensch sein Eigentum wäre, als wenn dieses matt flackernde Leben ihm gehörte, daß er es schützen mußte mit Einführung seines eigenen Ich.

Dann trat er an das Toilettentischchen, goß von der Arznei, die Neumark gestern verordnet hatte, die vorgeschriebene Dosis in einen Löffel und halb vor dem Bett niederkniend, gab er sie seinem Herrn ein.

Dabei schlug der Graf nochmals die Augen auf, und unwillkürlich mußte der Anblick des schönen, jungen Menschengesichtes, das im flackernden Schein der Kerze so freudig zu ihm herabschaute, sein innerstes Gemüt gekostet haben, denn dasselbe milde Lächeln von vorhin zog über sein Antlitz, und ein kaum merkliches Nicken schien dem freundlichen Samariter zu danken.

In Oswalds Augen schimmerte es feucht, als er aufstand, und noch lange lieb er am Fußende des Bettes stehen, bis tiefe und regelmäßige Atemzüge ihm die Gewißheit getan, daß der Graf wirklich in festem und gesundem Schlafe lag.

Dann ging er auf den Fußspitzen in seinen Alkoven, löschte die Kerze und streckte sich lang auf das Bett, wo er im Gefühl vollster Beruhigung einschlief.

Am nächsten Morgen beim Tee erhielt Baroness Julia ein Telegramm, daß sie zu ihrer Mutter berief, die in der Residenz plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen war.

„Dann reise ich — so leid es mir tut, gerade jetzt fortzumüssen — heute abend mit dem Zuge 8.27 Uhr“, sagte sie mit sorgenvoll gefurchter Stirn zu Thea. „Daß es dem Onkel ein wenig besser zu gehen scheint, ist ja immerhin eine kleine Beruhigung für mich, und ich kann weniger ängstlich reisen, um bei Mama nach dem Rechten zu sehen!“

„Wirst Du lange fortbleiben?“ fragte Thea.

„Kaum! Ich kenne ja Mama mit ihren imaginären Leiden. Sie hat Sehnsucht nach mir — und Langerweile. Dazu kommt etwas Migräne und vielleicht eine kleine Indigestion. Ich denke, daß ich schon morgen abend oder schon übermorgen früh wieder zurück bin!“

„Ein wenig Berstreuung tut Dir auch not, liebe Julia“, sagte Thea, „denn Du hast Dich in der letzten Zeit mehr angestrengt, als Deine Konstitution es eigentlich erlaubt. Wie not uns vor allem der Schlaf tut, habe ich heute Nacht recht intensiv empfunden, wo ich zum erstenmale seit langer Zeit schlafen konnte, mit dem Bewußtsein, einen Mann im Hause zu haben, auf den man sich unbedingt verlassen kann.“

Julia lächelte. Es lag etwas merkwürdig Söhnisches in diesem Lächeln, mit dem sie ihre Kusine anschaute. Dann sagte sie:

„Es ist wirklich wunderbar, wie dieser wildfremde Mensch so unbedingtes Vertrauen bei Dir finden kann. Ich muß Dir offen gestehen, daß ich da vor einem Rätsel stehe, denn die Anwesenheit dieses seltsamen Burschen ist es, die allein mir meine Abreise für die kurze Zeit schwer macht. Der Mensch, um es gerade heraus zu sagen, ist mir unheimlich und ich mache mir gewissermaßen Vorwürfe, den Onkel in diesen Händen zurücklassen zu sollen. Wer weiß, ob die guten Manieren, die er so geistlich zur Schau trägt, nicht selbst ein sehr oberflächlicher Tadel sind, unter dem sich wer weiß was versteckt. — Ich traue ihm nicht über den Berg.“

„Um so größeres Zutrauen habe ich zu ihm und so viel Menschenkenntnis traue ich mir zu, um hinter diesen ehrlichen Augen auch eine selten ehrliche und anhängliche Seele zu vermuten. Welche Gründe sollte er denn haben, hier in diesem weltentlegenen Schlosse eine Stellung anzunehmen, von der ein so jugendfrischer und lebensfroher Mensch sich doch wahrhaftig keine allzu frohen Stunden versprechen kann?“

„Das weiß ich nicht. Aber irgend etwas muß es sein, was ihn veranlaßt, mit Freuden die angebotene Position anzunehmen und sich hier einzunisten. Eines Tages wird es ja schon ans Licht kommen — hoffentlich nicht zu unser aller Schaden. Jedenfalls bitte ich Dich herzlichst, so lange

ich fort bin, liebste Thea, ihm nicht allzu viel Spielraum zu lassen im Krankenzimmer und ihn, als einen Fremden, mit der nötigen Wachsamkeit zu beobachten. Der seinerzeit ein Portemonnaie der Eigentümerin zurückgab, um den Glauben an seine Ehrlichkeit zu erwecken, kann vielleicht einer größeren Verlockung weniger widerstehen und Du weißt, welche wichtige und wertvolle Papiere der Schrank im Schlafzimmer des Onkels birgt!"

"Julia!" rief Thea mit leichtem Erröten, denn sie schämte sich des Verdachtes ihrer Kusine. "Ich bitte Dich herzlich, denke nicht so häßlich von einem Menschen, der bisher nur zur besten Meinung Veranlassung gab. Noch hat er nicht das Leiseste getan, was diesen schimpflichen Argwohn rechtfertigen könnte. Ich weiß ja nicht, welchen Grund er Dir zu Deiner ausgesprochenen Antipathie gegeben hat, aber —"

"Liebste Thea", entgegnete Julia, "ich verstehe nicht, wie wir beide uns über den seelischen Wert eines Domestiken ereifern können. Ich möchte Dich nur warnen, in ihm nicht etwa mehr zu sehen, als in einem anderen Diener des Hauses."

"Ich verstehe Dich wohl nicht ganz", entgegnete Thea mit einem ebenso unbefangenen, wie fragenden Blick auf die Sprecherin.

"Nun ja! Du bist auf dem besten Wege, diesen Herrn von der Landstraße wie einen langjährig erprobten Angestellten, wie eine Art Sekretär oder älteren Vertrauensmann zu betrachten. Verzeihe mir, wenn ich das nicht tue und ihn in Zukunft um so wachsam im Auge behalte. Ich sagte Dir schon einmal, mir sind alle Halbgebildeten ebenso unsympathisch, wie urkeimlich. — Aber genug von diesem an und für sich so unbedeutenden Thema. — Wann kommt der Arzt? Hat er gestern gesagt, mit welchem Zug er eintrifft?"

"Wie gestern. Um 10 Uhr fährt der Wagen zur Station."

"Dann komme ich, sobald ich meine Sachen geordnet habe, wieder herunter, denn ich kann nicht beruhigt reisen, bevor ich gehört habe, was er sagt."

Pünktlich holte Oswald den Doktor von der Bahn. Er hatte mit äußerster Erregung auf das Einfahren des Zuges gewartet, denn er brannte darauf, dem Studiengenossen die Ergebnisse der vergangenen Nacht zu berichten.

"Wie war die Wirkung der Medizin?" war Neumark's erste Frage, als er aus dem Coupée sprang.

"Ausgezeichnet!" entgegnete Oswald. "Gegen 2 Uhr erwachte der Kranke, schien vollständig bei Bewußtsein und schlief dann wieder ein, aber zu einem festen und allem Anschein nach gesunden Schlaf."

"Na, das geht ja besser, als ich dachte", sagte der Doktor vergnügt. "Mein guter Medizinalrat wird wohl noch so zehn bis vierzehn Tage im Bett liegen und mir nicht in die Quere kommen, und bis dahin haben wir Ihren 'Brotherrn' außer jeder Gefahr."

"Die Gefahr war also da?"

"Aber sehr! Alle Anzeichen gestern deuteten auf eine schwere Vergiftung mit Opium, das ihm vollständig systematisch beigebracht worden ist. Und wäre er allmählich an Entkräftung gestorben, so hätte man seinen gewaltsamen Tod so ohne weiteres gar nicht nachweisen können, wenn nicht ernste Verdachtsmomente laut geworden wären. Eine Herzlähmung ist leicht konstatiert. Und so war es, ein Glück, daß ich zur rechten Zeit helfend eingreifen konnte."

"Apropos, wie gefällt Ihnen Baroness Julia, lieber Doktor?" fragte Oswald, als sie sich im Wagen gegenüber saßen.

"Hören Sie, liebster Freund, das ist ein wunderbares Weib, halb Engel, halb Sphinx mit den tiefen, unergründlichen Sirenenaugen. Ich habe selten etwas Schöneres gesehen!"

"Nehmen Sie Ihr Herz in acht, Doktor", sagte Etkardt. "Dieses Weib hat tatsächlich etwas von den Sirenen! Wahrlich, ich glaube, ein Herz hat sie nicht!"

"Dieses Mädchen sollte kein Herz haben? Aber bester Freund, dann verstehen Sie sich wenig auf Menschen! Mit

welcher Sorgfalt sie um den Kranken bemüht war, mit welcher Angst sie an seinen Lippen hing, als ich ihn untersuchte. Ich glaube, eine aufopferndere Pflegerin kann man nicht finden!"

"Sie scheinen sich ja schon ungemein für dieses allerdings selten schöne Mädchen zu interessieren. Soll ich mal nett sein und Ihnen Gelegenheit geben, ihr näher zu kommen, ihr auf neutralem Boden zu begegnen und zu erforschen, ob sie wirklich ein Herz hat oder nicht?"

"Wie meinen Sie das?" fragte Neumark gespannt.

"Das will ich Ihnen sagen, denn ich erinnere mich, daß schon als Student das Kapitel 'Gemina' Ihr ganz besonderes Lieblingsstudium war. Also hören Sie: die schöne Baroness fährt heute abend nach der Residenz zum Besuch ihrer plötzlich erkrankten Mama, der gute Dr. Möhringen ist Hausarzt bei der Baronin; wenn Sie also zufällig morgen im Laufe des Tages einen hausärztlichen Besuch dort machen, so finden Sie die schöne Tochter am Bette ihrer Mutter. Was sagen Sie zu dem Einfall? Bin ich nicht lieb?"

"Sehr sogar — und ich danke Ihnen! — Ich werde dem Zufall mal ein bißchen ins Handwerk pfuschen. Aber selbstredend Diskretion!"

"Sie vergessen, daß Sie es mit einem simplen Kammerdiener zu tun haben, der sich's schwerlich einfallen lassen dürfte, mit Baroness Julia dergleichen intime Angelegenheiten zu besprechen. Ich hoffe, auch Sie werden den indiscreten Frik nicht verraten, der Ihnen von der beabsichtigten Reise der Dame etwas geplaudert!"

"Ich werde mich hüten! — Aber nun sagen Sie mir vor allen Dingen, haben Sie schon für Ihren Verdacht neue Anhaltspunkte gesammelt?"

"Nein! Leider nicht. Aber ich bin auf dem Wege, einem ganz bestimmten Argwohn nachzugehen. Und dazu habe ich eine Bitte an Ihre Liebenswürdigkeit."

"Und die wäre?"

"Geben Sie mir so, daß es niemand hört, als Komtesse Thea, die Tochter des Grafen, den Auftrag, ein Medikament, das Sie heute pro forma verschreiben, selbst in der Hofapothek in der Residenz machen zu lassen. Ich muß nämlich heute nacht nach der Residenz fahren, und niemand, hören Sie, niemand darf um die Reise wissen, als Komtesse Thea!"

"Das werden wir prompt beorgen! Ueberdies hoffe ich fast, nach Ihrer Schilderung den Grafen so zu finden, daß für den Moment jede Gefahr einer Verschlimmerung ausgeschlossen ist!"

Und Neumark hatte sich nicht getäuscht.

Das angewandte Gegenmittel, unterstützt durch die im Grunde genommen gute Konstitution des Grafen, hatten Wunder gewirkt und der Zustand des Kranken gab für den Augenblick zur besten Hoffnung alle Veranlassung.

Man konnte nicht entscheiden, wer bei dem Ausspruch des Arztes freundiger aufstrahlte, Julia oder Thea, und namentlich die Baroness wurde nicht müde, dem jungen Doktor wieder und immer wieder ihrer innigsten Dankbarkeit zu versichern.

Dann zog sie sich offenbar beruhigt zurück, um ihre Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Wie er es versprochen, beauftragte Neumark dann in Gegenwart Theas den ebenfalls glückstrahlenden Frik, die neue Medizin selbst aus der Stadt zu holen. "Ich rechne darauf", sagte der Arzt, "daß Sie pünktlich heute abend bei mir vorsprechen und das Medikament abholen werden, Herr Weber, Sie können ja dann mit dem letzten Zug zurückfahren, der etwa nach 12 Uhr hier eintrifft."

"Ganz wie der Herr Doktor wünschen!" entgegnete Oswald, dann verließ er mit Neumark das Zimmer. Im Vorgarten blieb der Arzt stehen, sah Oswald fest an und sagte: "Was haben Sie denn so Geheimnisvolles in der Stadt vor? Sie wissen, daß ich in dieser dunklen Sache ganz Hand in Hand mit Ihnen gehen möchte, daß ich mit Vergnügen bereit bin, Ihre Pläne zum allgemeinen Besten zu fördern, und deshalb möchte ich gern auch um Ihren Verdacht wissen!"

„Das ist ebenso begreiflich wie unthunlich, lieber Doktor, und auch ohne Ihre Frage hätte ich Ihnen jetzt alles gesagt. Selbstredend bitte ich Sie um vollste Verschwiegenheit. — Ich bin dem Mörder seit voriger Nacht auf der Spur!“

„Und gerade heute, in so wichtiger Krisis, wollen Sie den Kranken allein lassen?“

„Ich kann das ohne Sorge, denn heute Nacht kann ihm unmöglich ein Leid geschehen.“

„Wie können Sie das so bestimmt voraussagen?“

„Weil die Person, die ich in begründetem Verdacht habe, in dieser Nacht nicht im Schlosse sein wird.“

„Sie meinen doch nicht —?“

Oswald nickte. „Ja, diese mein ich! Und deshalb bat ich Sie, morgen im Laufe des Tages der alten Baronin in der Residenz einen formlosen Besuch zu machen, denn ich bin überzeugt, daß Sie Baroness Julia nicht bei der Mutter finden werden!“

„Ja, aber wohin reist sie denn sonst?“

„Das weiß ich nicht. Heute noch nicht. Aber wenn wir uns wiedersehen, werde ich es Ihnen ganz genau sagen können. Inzwischen sind auch die beiden Männer von Berlin gekommen, deren Hilfe ich zum Gelingen meiner Angelegenheit dringend bedarf, und ich hoffe, in wenigen Tagen alles zu erledigen. Wann sehe ich Sie wieder hier?“

„Morgen mit demselben Zug komme ich an.“

„Dann also glückliche Reise, Doktor, und auf Wiedersehen!“

Als der Wagen langsam den Chausseeweg hinunterfuhr, sah Oswald gedankenvoll hinterher. Er hatte kein Geheimnis jetzt mit einem anderen teilen müssen, hatte seinen furchtbaren Verdacht zum erstenmale einem andern gegenüber ausgesprochen. Das Rad war im Rollen! —

Langsam lehrte er ins Schloß zurück, wo er Thea im Zimmer des Grafen fand, der leise und lächelnd mit ihr plauderte.

Er hatte sich sichtlich ein wenig erholt, dafür sprachen am überzeugendsten seine treuen Augen, die nicht mehr den apathischen Ausdruck hatten, sondern wieder in dem gewohnten milden Lichte zu leuchten schienen, wenn auch der ganze Körper sonst noch schwer ermattet in den Kissen lag.

(Fortsetzung folgt.)

Annetts Schwärmerei.

Humoreske von Paul Hermann Hartwig (Dresden).

I.

Frau Euphrosyne Schubert saß in ihrem lederbezogenen Ohrensessel und hielt die Hände über einen großen grauwollenen Strumpf gefaltet, der auf ihrem Schoße lag. In ihrem frischen Gesicht stand ein sorgenvoller Zug, der gar nicht recht dahin passen wollte. Es war nicht etwa das große Loch in dem Haden des eheherrlichen Strumpfes, das die befremdliche Gramsch hervorgerufen hatte, sondern die jungen Leiden ihrer einzigen Tochter Annette.

Auf der letzten „Vogelweise“ war alles so herrlich im Gange gewesen. Es konnte kaum ein schmüderes Paar geben, wie die reizende Annette und Schorsch Muxenbeck, den Brudersohn Euphrosynes. Wie zierlich sie den Langschal zu tragen wußte, wie reizend das zarte, durch dunkle, weiche Augen belebte Gesicht unter dem gewaltigen, mit lichtblauer Seide gefütterten Schuttenhut hervorlief. Und Schorsch erst — einem Kavaller gleich er, wenn er sich den Mehlstaub abgewischt und in sein bestes Habit geworfen hatte. Sie war ordentlich stolz auf die beiden, und Frau Synodus Wahnmann hatte sich herbeigelassen zu bemerken:

„Man darf wohl gratulieren, Madame Schuberten?“

Ja, da hatte sich was zu gratulieren! Es war doch eine Sache, als ob die Tauben sie zusammengetragen hätten: Geld auf beiden Seiten, Herliche Zuneigung und Einwilligung der beiderseitigen Eltern. Und wie gut es sich traf, daß Schorsch gelernter Bäcker und Konditor war. Da hätte das junge Paar doch bald das schöne Geschäft übernehmen können, und Frau Euphrosynes Lieblingswunsch wäre in Erfüllung gegangen: die Ueberfiedelung in das Landhäuschen auf der Lischwitzer Höhe. Sie hatte doch lange genug die enge Gasse hinuntergeschaut und sehnte sich nach der Natur und dem eigenen Hühnerstall mit frischgelegten Eiern.

Diese angenehme Zukunftsphantasie schlen in nebelgraue Ferne gerückt — Annette wollte nicht. Sie, deren zwißhernde Fröhlichkeit der Sonnenschein des alten, dunklen Hauses und ihres Vaters Friedrich Albin Schubert ff. Badwaren gewesen, ging wie eine geknickte Lilie einher mit blassen Wangen, umschatteten Augen und einem jehnsuchtsvollen Zug um den Mund. Anstatt netter Liedchen oder der Kennchen-Arie aus dem „Freischütz“ ertönten nur noch unterdrückte Seufzer, und in Vater Albins lange Pfeife hatte sie in träumerischer Selbstvergessenheit eine Schlafenloke ihrer lieben Mutter Euphrosyne gestopft. Es war eine Tränenwelt!

Dr. Röder, der Hausarzt, sprach viel von Bleichsucht und Blutleere im Gehirn und verschrieb Eieslmilch, die jeden Morgen aus Wackwitz in die Stadt geschafft werden mußte. Aber von der Milch der waderen Eselin wurde Annetts jedesmal totübel.

„Das verwünliche Theater“, wetterte Frau Euphrosyne so recht aus Herzensgrund, indem sie die Stopfnadel so energisch in den grauen Strumpf stach, als wolle sie damit das Herz des schönen Emil durchbohren, der, ohne es zu ahnen, all das Elend angerichtet hatte.

Die Entrüstung der guten Frau war nicht ohne Berechtigung. Annette war von Hause aus reichlich romantisch veranlagt. Sie schwärmte gern im Mondschein und dichtete die Stammbuchverse für das Heer der Freundinen selbst — es war viel von Liebe und Opfer, Grab und Treue in diesen Versen die Rede. Lieber Himmel, Annette Schubert war schließlich die einzige Tochter des wohlhabenden Hauses und konnte sich den Luxus der Romantik leisten. Wer aber hätte diese Folgen voraussagen können!

Die junge Dichterin war in leidenschaftliche, intensive Arbeit für Emil Devrient, den herrlichen Helden des Königlichen Schauspielhauses verfunken. Als „Bosa“ hatte er sie heranzieht, seit seinem „Tasso“ und mehr noch seinem „Hamlet“ waren die Wellen der Bewunderung über ihrem empfindsamen Herzen zusammengeschlagen.

„Seit ich ihn gesehen, glaub ich blind zu sein —“ O, wie verstand sie erst jetzt die Worte des Dichters!

Nie würde sie gewagt haben, sich dem Herrlichen in irgendeiner Weise persönlich zu nähern. Aber ihre Dusenfreundin, das überkühne Köschchen Hasermehl, hatte es gewagt, in der Wohnung des Vergötterten einen großen von Annette gepflückten Reichenstrauch abzugeben, in dem ein paar eigenhändig verfaßte Verse steckten:

„O großer Mann, dein hehrer Blick
Ruh auf den Blüten nur ein Weichen.
Ohrn stürb ich — ach, es wär mein Glück
Zu deinen Füßen, wie die kleinen Reichen.“

Annette hatte die Zeilen auf ihren schönsten mit Rosenknospen und Vergißmeinnicht gezierten Briefbogen, den sie der neuen Papeterie entnahm, geschrieben. Und seit sie ein paar Tage später den glühend Verehrten, umflattert von einem tragenreichen Radmantel auf der Augustusbrücke im Sturmwind erblickt hatte, war ihr Blick für irdische Dinge erloschen. Sie aß nicht und trank nicht und senzte in ihrem Himmelbettchen, daß es schmerzlich und rührend anzuhören war. An ihren Better Schorsch Muxenbeck hatte sie einen langen Brief geschrieben, in dem viel von Entsagen und dem Walten einer höheren Macht die Rede war. Der gute Junge las das Schreiben just am Morgen in der Nachstube zwischen frischen Dreierbrötchen und Frühstückshörnchen. Ihm traten die Tränen in die Augen, so traurig waren Annetts Worte. Aber den Kopf ließ er nicht hängen, eben weil er dem Walten einer höheren Macht vertraute.

Da Frau Euphrosyne mittlerweile das Riesenloch des grauwollenen Strumpfes mit einem kunstvollen Stopfer versehen hatte, war sie zu einem Entschluß gelangt, — so konnte die Sache unmöglich weiter gehen! Und dieser Entschluß wurde noch verstärkt, als Annette beim Aufstehen ohnmächtig am Waschtisch niedersank und wieder in ihr weißes Himmelbettchen zurückgefördert werden mußte. Nachdem sie ziemlich rasch zum Bewußtsein zurückgelangt war, konnte für den Augenblick nicht viel geholfen werden. Das Antlitz ihrer Einzigen lag „still und zart, wie ein liches Rosenblatt“ auf dem Kissen.

Vater Albin kam, aus seiner langen Pfeife mächtige Wolken ausstoßend, in das Schlafgemach seiner Einzigen, schüttelte den Kopf und sagte „nu ja, nu ne“. Vater Albin war keine bereite Natur.

Die Mutter aber wußte, was sie zu tun hatte. Sie nahm das feine indische Tuch mit den Paradiesvögeln, Schmetterlingen und Palmbliättern um, setzte den mit roten Rosen reichlich gezierten Schuttenhut auf und zog mit Perlenketten und weißseidenem Knider los. —

Emil Devrient war in der besten Laune. Der Meister hatte in ein längeres Gastspiel in Frankfurt a. M. und Mannheim absolviert und las nun bei der Morgenschokolade die glänzenden Rezensionen, die in der „Diaslalia“ erschienen waren. Er war infolgedessen sehr wohlwollend und gnädig gestimmt, als ihm eine ältere Frau gemeldet wurde, die ihr Anliegen sehr dringend machte. Sonst ließ er Fremde unnachlässig abweisen, diesmal machte er eine Ausnahme.

Frau Euphrosyne benahm die fürstlichen Allüren des großen Mimen im ersten Augenblick den Atem, aber sie war eine resolute Frau, faßte sich rasch und brachte getrost ihr Anliegen vor. Herr Devrient möge ein Einsehen haben und gütigst selbst das verschrobene Köpfchen ihrer Annette zurechtsetzen.

So groß Emil Devrient als Künstler war, von Eitelkeit auf die faszinierende Wirkung seiner Person war er nicht frei. Verehrer und Verehrerinnen wetteiferten ja auch, den Meister darin zu bestärken — er war der Abgott seines Kreises. Darum versetzte ihn die Mitteilung der guten Frau Schubert auch nicht in das geringste Erstaunen. Er lächelte nachsichtig.

„Sie übertreiben wohl ein wenig, meine werte Frau Schubert.“

„Gewiß nicht, Herr Devrient, — Sie sollten das Kind nur sehen — man möchte sprechen, sie gleicht einer blassen Himmelsbraut, die ein Gelübde abgelegt hat.“

„Das ist ja unendlich zührend, meine gute Frau, was aber denken Sie, daß da zu tun ist?“

„Wenn Sie dem Mädchen den Unsinn klar machen wollten — da ist doch der Schorich Muzenbeck und das schöne Geschäft.“

„Unsinn?“ der große Emil war ein wenig indigniert — „und Muzenbeck? wer ist denn Muzenbeck?“

„Mein Schwesterjohn und mit der Annette so gut wie versprochen.“

„Da soll ich also so etwas wie eine Vorsehung spielen, meine gute Frau — eine seltsame Zumutung, in der Tat.“

„Ach, wenn Sie das wollten, verehrtester Herr — unsere ganz Dankbarkeit!“

„Lassen Sie das — hm, — na — ich werde mit Ihrem Töchterchen sprechen — sie soll kuriert werden.“

Am Nachmittag desselben Tages machte sich Devrient wirklich auf den Weg — sein Gemüt war voll Sanftmut und Wohlwollen und davon spiegelte sich ein lichter Schein auf seinem edel geschnittenen Gesicht. Er war außerdem wunderschön angezogen, blendend weiß war der gefälschte Busenstreif und das schwarze Seidentuch nach der neuesten Mode mit einer unnachahmlichen Grazie geschlungen. Seine Rechte hielt einen Ebenholzstock mit goldenem Anlauf, das Geschenk eines Verehrers. Und er duftete nach dem neuesten Pariser Parfüm, einer ganz seltenen Mischung aus Bisam und Maiglöckchenextrakt, von der er einen etwas ausgiebigen Gebrauch gemacht hatte.

Er freute sich, daß er so edel war.

Annette lag in ihrem Bettchen, verloren in schmerzlich süße Träume an ihren Helden. Sie hätte ihm überall folgen mögen, wie Rädchen von Heilsbrunn ihrem Ritter oder dem Einzigen als verkleideter Page dienen. Da das alles nicht sein konnte, wäre sie am liebsten dahingeschwunden. An die Eltern und den Freund dachte ihr törichter kleiner Mädchentopf nicht. Nur in Möschen Hasermehls vertrautem Busen hätte sie ihr Seelenleid ausschütten mögen — die Freundin aber weilte fern bei einer Tante in Pulsauß.

Plötzlich war es Annetten, als ob es eisalt durch ihre Glieder ginge — sie hörte eine Stimme von unübertrefflichem Wohlklang — keine Stimme! Und nun kam der Besitzer der Stimme die Treppe herauf, er näherte sich ihrer Tür — Annette konnte sich nicht rühren, siedend heiß wurde es ihr und sie vermeinte den Himmel niederstürzen zu sehen: Er!!

Sie hörte ihn sagen „Lassen Sie mich mal allein mit dem Mägdlein.“ Und dann stand er vor ihr, herrlich anzuschauen. Annette vermeinte ihr Herz schlagen zu hören. Zugleich aber verspürte ihre Nase einen süßen, betäubend schweren Duft...

Es ist vergessen worden, mitzuteilen, daß Wohlgerüche aller Art dem Mädchen in hohem Maße zuwider waren und daß Parfüms eigentlich so auf sie wirkten, wie die Eiskälte am ersten Tag...

Nun sprach er auf sie ein:

„Mein gutes Kind, ich höre, daß Sie Ihren Eltern Anmer bereiten. Daß Sie die Gestalten der Bühne, die ich geschaffen, mit der Wirklichkeit verwechseln und die Verehrung, die jenen gebühren, auch auf den Menschen übertragen. Aber betrachten Sie mich recht, mein gutes Kind: ich bin kein Gott, fürten mich Ihre Phantasie so gern halten will.“

Er reichte ihr die Hand, ein wenig von oben herab in der Annahme, daß sie einen verehrungsvollen Kuß darauf drücken

würde. Aber Annette dachte in diesem großen Moment, besser Erscheinen ihre kühnsten Träume niemals zu erhoffen gewagt, nur eins:

„O Gott, o Gott, wär' er erst wieder draußen.“

„Und als er nach einer Kunstpause im mildesten Klang seiner Stimme fortfuhr: „Nicht wahr, Sie sind nun wieder ein vernünftiges Kind, mir zu Liebe,“ da nickte sie so energisch mit dem Kopf, daß der große Mime über die rasche Wirkung seiner sanften Vermahnung etwas perplex war.“

„Sie werden noch einmal über die holbe Jugendtorheit lächeln, mein gutes Kind — Liebe zu mir! Ihr Ideal gehört der Kunst und der Welt, das sehen Sie doch ein, nicht wahr?“

Dabei legte er seine schlanke, duftende Rechte auf den blonden Scheitel.

„Ich kann nichts reden,“ brachte Annette mit erstickter Stimme hervor, „mir ist... die Kehle wie zugeschnürt.“

„Das will ich wohl glauben, reden Sie auch nicht, ich verstehe mich auf den Blick ihrer Augen, Sie werden meinen Worten folgen.“

Annette nickte wieder.

„Leben Sie also wohl, Sie gutes zärtliches Kind, und der Himmel sei mit Ihnen.“

Mit diesen schönen und wohlklingenden Worten nahm der Tragödie seinen Abgang, indem er noch beim Fortgehen eine Wolke von Wohlgeruch verbreitete.

Raum hatte sich die Tür geschlossen, als Annette so rasch sie konnte aus dem Bett sprang. Mit einer bei ihrem leidenden Zustand bewundernswerten Geschwindigkeit stürzte sie ans Fenster, riß die Flügel auf und schöpfte tief atmend frische Luft. Es war die höchste Zeit...

Eine ganze Weile starrte sie hinaus zum blauen Himmel empor, dann kleidete sie sich ganz ruhig an, ging nach einigem Zögern in die Wohnstube und fragte die Mutter, ob sie ihr in irgend etwas zur Hand gehen könne. Frau Euphrosyne war klug genug, kein Erstaunen zu zeigen, dagegen gleich mit einem der riesigen grauwollenen Strümpfe bei der Hand. Zwei Tage war Annette dann noch bleich und schweigsam, am dritten aber ertappte sie sich schon mit einigem Erröten über einem Liedlein und ließ sich die frischgebadenen Plinzen zum Kaffee schmecken.

Seltam, nicht allein der penetrante Duft, auch die körperliche Nähe des Vergötterten und seine ganze Art hatten genügt, der Illusion den Schimmer zu nehmen. Sie schämte sich jetzt ein bisschen...

Das Tagebuch, in das sie so viele Tränen und Seufzer niedergelegt hatte, versenkte sie in die Tiefe der geschweiften Kommode unter einen großen Stapel schneeweißen Leinenhemdchen, ebenso einige Briefe von Möschen Hasermehl.

Bald kam die Stunde, wo sie für Schorich Muzenbeck wieder frohe blanke Augen hatte. Der große alte Junge war viel zu gut und zu glücklich, um etwas nachzutragen...

Er ist denn auch richtig fürchterlich unter die pergelfleckten Pantöffelchen Frau Annetts gekommen.

Am Familientisch.

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 4 9 8 . . Staat der Ver. Staaten.
- 2 7 4 6 8 . . griechischer Sänger.
- 3 4 2 8 9 . . Schlingpflanze.
- 4 7 9 8 9 . . weiblicher Vorname.
- 5 9 4 3 9 . . Werkzeug.
- 6 7 1 2 8 . . Außerregung.
- 7 2 8 1 9 . . Pflanzenteil.
- 8 9 3 1 9 . . Blume.
- 4 3 1 2 . . weiblicher Vorname.
- 9 3 5 9 8 . . Märchenwesen.
- 8 6 8 8 9 . . Gottgeweihte.

Stammtischherz.

Auflösung:

ELF

Gleichklang.

Auflösung:

Alt.